Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 19

Artikel: Glück
Autor: Hagenbuch, T.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575056

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Stück, das ich mit ansah, handelte von einem Waldmenschen, der in das Haus und den Garten eines zivilisierten Menschen eingedrungen war. Letzterer besaß eine schöne Tochter, in die sich der Waldmensch verliebt hatte und nun trieb er sich im Garten herum, gab alle möglichen Töne von sich, kam und verschwand in dem Gebüsch und erschreckte dadurch die Tochter und deren Begleiterinnen. Dann kamen seine Genossen, alle möglichen Tiere traten auf und sprangen wie toll herum. Endlich langte auch noch der Vater an, worauf eine Liebeserklärung den Schluß bildete.

Hübsch waren die Reigen und Tänze, die von der Liebhaberin und deren Begleiterinnen aufgeführt wurden. Dieselben bildeten die Hauptsache bei der Aufführung, wie überhaupt im allgemeinen gesagt werden kann, daß die Quintessenz bei den siamesischen Theatervorstellungen im Durcheinanderschlingen und Bewegen der Finger, Hände, Arme und Beine liegt; die Gelenkigkeit der Gliedmaßen ist so erstaunlich, daß dieselben förmlich ausgerenkt zu sein scheinen, aber trotzdem sind alle Bewegungen zierlich, ja elegant.

Bei diesem „Spiel“ wird gesprochen und melodramenartig gesungen, und zwar entweder von der Schauspielerin selbst oder einer speziell dafür angestellten Person.

Die Instrumente bestehen aus einem langen dicken Bambusrohr, auf das mit Holzstäben geschlagen wird, ferner aus einer Art Castagnetten oder besser gesagt aus zwei flachen Bambusstäben, die aufeinander geschlagen werden; dazu kommt wohl auch eine Geige, eine Art Guitarre, eine Bambusflöte, eine Trommel, und wenn auch alle diese Instrumente keine besonders wohlklingenden sind, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Art und Weise, wie sie gehandhabt werden, ganz gut zu dem Gesange paßt.

Die Kleidungsstücke der Darsteller sind reich mit Gold und Seide gestickt; sie bestehen aus eng anliegenden Trikots und einer besonders reich gestickten und verzierten Jacke. Auf dem Kopfe tragen die Schauspieler Kronen oder Mützen in der Form der Pratschedis. Alle schminken sich das Gesicht, meistens mattweiß, oder, je nachdem es das Stück erfordert, aber auch mit andern Farben (schwarz und rot).

Die Spielenden sind meistens Mädchen, häufig Sklavinnen eines reichen Edelmannes, der sich damit noch ein wenig Geld verdient.

Glück.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Dorfgeschichte von **T. Hagenbuch**, Elizabethtown (Kentuky).

I.

Hoch oben, wo ein herrlicher Buchwald die rechte Lehne des mittleren Suhrenthals krönt, lagen die paar steinigen Aeckerlein und mitten drinn das strohbedeckte Häuschen, welche zusammen das Waldhöfli ausmachten.

Wenige nur mögen noch wissen, was für herzbrechendes Weh, wie viel siegende Liebe die armen Wände einst bargen. Das große Herz, das da litt und liebte, ist längst im Tod entschlummert. Drunten im Dorfe findest du auf dem kleinen Friedhof ein Grab mit einem schlichten Eisenkreuz und der rostzerfressenen Inschrift: „Hier ruht im Frieden Annelise Steiner. Treu bis in den Tod“. Niemand hält das Grab in Ehren. Nur der barmherzige Frühling streut Blumen darauf.

Auch das Strohhäuschen ist längst zerfallen. Die Stütze, welche dasselbe lange Zeit gegen den Westwind gehalten, brach einst in stürmischer Winternacht und das Hüttchen ist ihr nachgesunken. Aber alle Jahre einmal deckt der prächtige Birnbaum nebenan die Stätte des Zerfalls mit weißem Blumenschleier und dunkelgrünem Laubdach, als ob er heute noch stolz darauf wäre und es nicht vergessen könnte, daß er einst manchen Herbst lang mit seinen großen goldgelben Früchten ein Werk der Liebe auszuüben und eine elende Menschenseele zu erquicken geholfen hat. Und immer noch tröpfelt zu seinen Füßen Perle um Perle das kleine kristallklare Brünnlein aus hölzerner Röhre, wie damals, wo es einst in Todesangst aufschreienden Lippen das einzige Labsal und einem in Schmerz zuckenden Fuß die erste Linderung geboten hat.

* * *

Im kalten, feuchten Webkeller der armseligsten Hütte im Dorf sitzt sie über die Welle mit dem bunten Baumwolltuch gebeugt, die zwanzigjährige Annelise Hunziker, und wirft überemsig das Schiffchen durch die auf- und niederlaufenden Fäden ihres Zettels. Sie hat allen Grund zur Arbeit ohne Rast. Sie darf des Brennens ihrer frostgeschwollenen Füße nicht achten, die in groben Holzschuhen stecken und die Treten des Webstuhles regieren. Ist sie doch das älteste Kind einer mutterlosen Familie. Ein kränklicher Vater und sechs kleine Geschwister schauen auf sie und müssen sich ihres kärglichen Weblohnes getrösten. Und doch, nie sah man aus so armem Boden prangendere Blüten sprießen. Als hätte das bleichende Gespenst der Armut keine Macht über sie, erblühte das schlank gewachsene Mädchen in aller Lieblichkeit gesunder Jugendfrische. Ihr rosiges Gesicht, der Glanz eines fröhlichen Gemüts, der aus ihren blauen Augen lachte, hätten nicht vermuten lassen, daß oft nichts als dünner Zichorienaufguß und ein Gericht weißer Rüben ihren armen Tisch deckten. Jedermann achtete das mutvoll und unverdrossen für die Seinigen kämpfende Mädchen.

Einer fühlte mehr als Achtung für sie. Und wenn auch seine alte Mutter es ihm ausreden wollte, er blieb dabei, daß das Mädchen sein eigen werden müsse und wenn es noch einmal so bettelarm wäre. Das war der junge Steiner, der Waldhöfler-Rudi, der eben jetzt Anneliese's kleines Webkellerfenster verdunkelte, daß sie innehalten und von der beschatteten Arbeit aufschauen mußte.

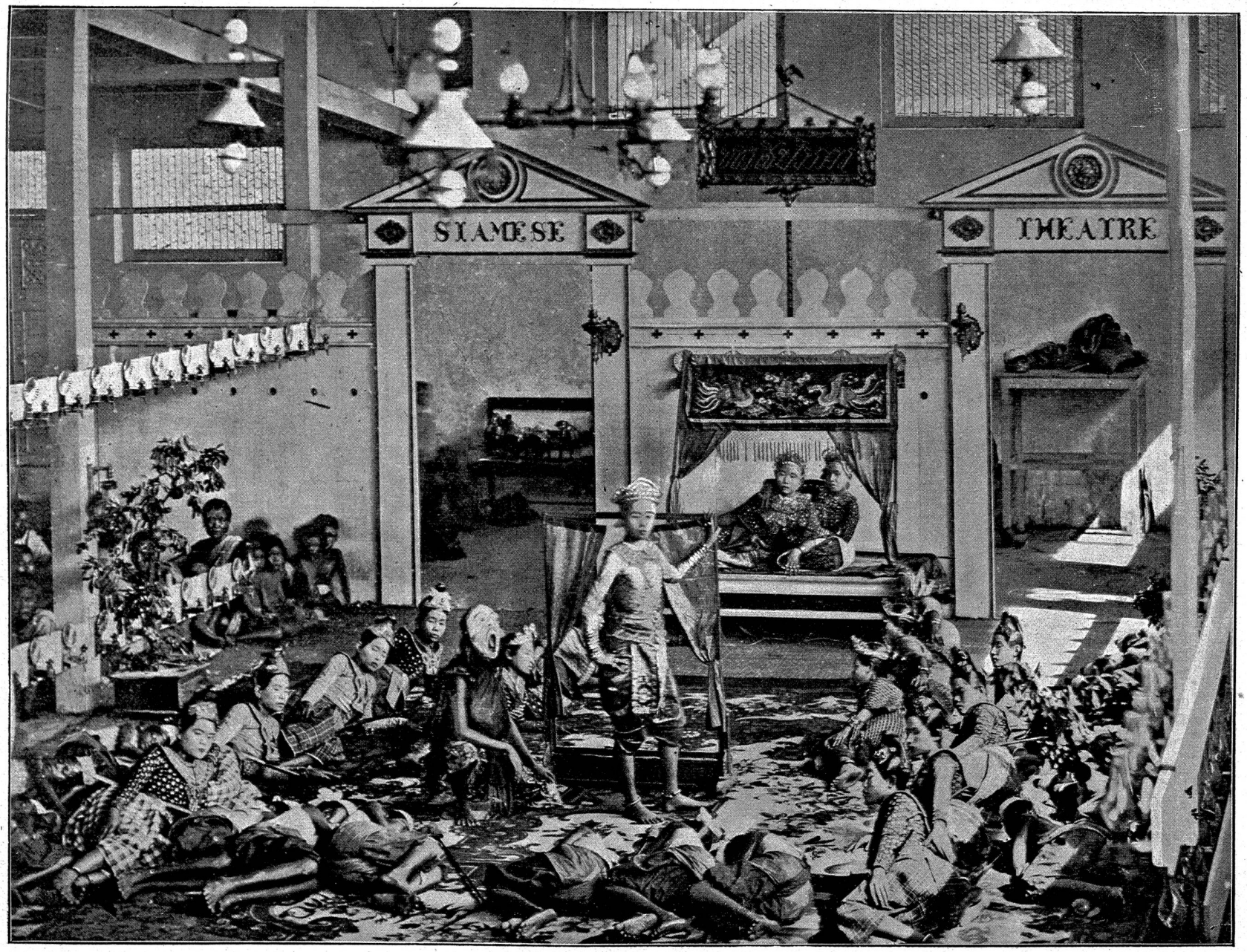
„Annelise, mach doch Feierabend, es dunkelt ja.“

„Du, Rudi? Und ich habe dir doch gesagt, du dürfest nicht mehr kommen. Gleich wird der Vater zurück sein und wenn er dich sieht, hat er einen neuen Kummer, und der sollte dem kranken Mann erspart sein.“

„Hör' mich nur noch dies eine Mal. Du mußt mein Weib werden. Wo ich geh' und steh', bin ich verfolgt von dir, und kurz und gut, ich habe keine Ruh' und finde keine Ruh', bis du ja gesagt hast.“

„Rudi, du weißt, daß ich den Vater und die Geschwister nicht verlassen kann, und dann . . .“

„Und dann, ja und dann sagen die Leute, ich lasse mein Höfli verwahrlosen, ich sei ein Wirtshäusler und ein Wilderer. Nicht wahr, das hast du sagen wollen? Sieh', ich gebe dir die Hand darauf, daß es anders



Siamesisches Theater (Lakon.)

werden soll, und daß ich für dich sorgen will, wie es recht ist. Sag ja, thu's Liebe, Gute!"

„Ich kann nicht, ich darf nicht, werde anders, thu's um deinetwillen; dann wird es kommen, wie es kommen muß."

„Du hast kein Herz für mich". Zornig und schmerzlich erregt eilte er ohne Gruß davon.

Die Thränen, welche auf die Fäden des bunten Zettels niederzitterten, bewiesen, daß sie doch ein Herz hatte und litt unter dem Kampfe des Entsagens.

* * *

Den Vater haben sie zur ewigen Ruhe gebettet, die Familie ist aufgelöst, die unerzogenen Kinder sind an die Mindest-Fordernden versteigert. Annelise hat bei dem reichen harten Bauer auf dem Meierhof einen Platz als Dienstmagd gefunden. Ihr Unterhalt ist reichlicher geworden. Aus dem ungesunden Webkeller ist sie erlöst. Und doch, die Rosen auf ihren Wangen erblassen und trübe Schatten hängen oft vor ihren sonst so fröhlichen Augen. Es ist hart, dem Geiz zu dienen, tausendmal härter noch, den Menschen, dem man von ganzer Seele gut ist, in der Liederlichkeit des Trotzes versinken zu sehen.

„Genug ist nicht genug" singt ein großer Dichter in schönem Sinn. In häßlichem Sinn hieß es so beim Meierhöfler alle Tage von der Arbeit seiner Dienstboten vom Morgengrauen bis in die späte Nacht hinein. Zwischen dem alten hakennasigen Bauern und seiner spindeldürren, hüstelnden Ehehälfte bestund niegetrübte Einigkeit des Geistes, aber keine solche, welche der Umgebung Erbauung und den Eigentümern Segen brachte. Das war die Geistesgemeinschaft herzlosen Geizes, die im äußersten Ausnützen der Arbeitskraft armer Dienstboten Vergnügen findet.

Am dritten Mittwoch im September, dem Aarauer Herbstmarkt, kündigte die Meisterin der Magd an: „Heut gehst du mit den Eiern und dem Anken in die Stadt, spute dich, daß du fertig wirst. Der Bub kann dir die Eier bis auf den Distelberg tragen."

Um die paar Stunden, welche durch den Gang verloren gingen, schon zum voraus einzubringen, hatte die Bäuerin mit schrill durch Haus und Hof klirrender Blechschellenstimme die Magd den ganzen Vormittag von einer Arbeit zur andern, vom Schweinestall und Waschzuber zum Kochherd gehetzt. So wurde es zwei Uhr, bevor die jetzt schon halb Erschöpfte die schwere Butterzeine auf dem Kopfe, sich auf den zwei Stunden weiten Weg machen konnte. Auf dem Distelberg hängte ihr der Stallbub den Eierkorb an den Arm und kehrte zurück. Bepackt wie ein Lasttier, bemitleidet von manchem in fröhlicher Marktstimmung Heimkehrenden, brachte sie schweren und schwerern Schrittes ihren Gang zu Ende. Bereits verglommen die letzten Sonnenstrahlen vom fernen Jura her, als sie mit dem guten Erlös im Schnupftuchzopf den Heimweg antreten konnte. Vom Marktvergnügen hatte sie wohl manches im Vorbeigehen gesehen, selber aber nichts davon genossen, nichts als von ferne einen Blick auf den stattlichen, in lustiger Gesellschaft durch die Marktgasse schlendernden Burschen, um dessentwillen ihr Herz die Ruhe verloren hatte.

Ohne Begleitung schleppte sie sich über den Berg, doch bis ins nächste Dörfchen noch unter Schutze vorausgehender und nachfolgender Marktbesucher. Dann wurde es allmählich einsam. Die brennenden, müden Füße wollten nicht mehr, und das ebenso müde Herz war nicht imstande, ihr ermutigend über das Gefühl der Ermattung hinwegzuhelfen. Am mondbeschienenen Wegrand sich eine Weile niederzulassen, schien ihr für den Augenblick süße Erquickung zu sein. Da saß sie in Gedanken über die bittere Gegenwart und in Träumen der Zukunft verloren, das schöne, blasse Antlitz in den Händen verborgen, Lage und Stunde vergessend, bis freches Gejohle von Betrunkenen sie aufschreckte. Schnell Korb und Zeine zusammenraffend, gedachte sie drohenden Beleidigungen zu enteilen. Aber schon sah sie vor sich, was sie in Angst erzittern machte, die plumpe Gestalt und den weingeröteten Kopf mit den wässerigen Glotzaugen des Müllerhans aus ihrem Dorf und hinter ihm den in elender Magerkeit aufgeschossenen, blatterngetüpfelten Schneiderfritz, der wie sein Kumpan durch den schlechtesten Ruf gezeichnet war.

„Potz Blitz", grölt der Müllerhans, „da gibts ja Gesellschaft, und was für ein herziges Teufeli. Komm Schatz, ich geb' dir meinen rechten Arm und der Fritz gibt dir den linken, und vorwärts marsch im hellen Jubiläum!"

„Laßt mich gehen; ich finde den Heimweg ohne Euch."

„Komm her und thu' doch nicht so vornehm. Im Engel kehren wir ein und du stoßest mit uns an. 's muß ein Guter sein!"

„Ich muß heim und will nicht ins Wirtshaus."

„Gut", kreischt mit überschlagender Fistelstimme der Schneiderfritz, „lassen wir sie gehen, aber sie muß vorher jedem von uns einen Kuß geben."

„Hundertmal lieber den staubigen Erdboden küssen als einen von euch."

„Thu' nur nicht so" fistelt in falscher Höhe der Schneider, eines seiner schielenden pechschwarzen Lauteraugen zukneifend und mit dem andern dem saubern Freund winkend. Der, raschen Verständnisses für jede Schlechtigkeit, sucht mit plumpen Armen von vorne die Geängstete zu fassen, während der Andere von rückwärts dürre Spinnenfinger nach dem schreienden Opfer ausstreckt. „Und im Aargau sind zwei Liebe" singt vorn, teuflischer Leidenschaft voll der eine, während der andere in rohen Schmeicheleien sich ergeht.

In diesem Augenblick ertönt ein gellender Schrei und als hätte der Blitzstrahl ihn getroffen, fährt der Schneiderfritz stöhnend zu Boden. Ein Faustschlag zur rechten Zeit hatte ihn hingestreckt.

„Ihr miserabeln Hallunken, was habt ihr mit der Annelise zu schaffen?"

Wie ihr das Herz erbebte im Gefühl der Rettung durch sein Dazwischenfahren in ratloser Not.

„Rudi, Rudi, du?"

Aber schon hatte sich der enttäuschte Müllerbub in jäh aufflammender Wut dem Retter entgegengeworfen. Ein zu verachtender Gegner war er immer noch nicht, hatte auch zügelloses Leben seine stämmige Kraft geschwächt. „Bergfötzel, verlumpter, was geht das dich an? Ich will dir einmal deinen verdammten Bettlerhochmut austreiben." Während ihres Ringens erholte sich der Lange und kaum hatte er die Lage klar erkannt, fuhr er mit gezückter Messerklinge dem Rudi von hinten zwischen die Rippen, daß er lautlos zusammenbrach.

„Fritz", keuchte der Müller, „du hast ihn kaput gemacht, mach daß du fortkommst." Und beide eilen in plötzlicher Ernüchterung angesichts des grinsenden Ernstes quer über die Felder dahin.

Annelise wirft sich beinahe ohnmächtig und mit zitternden Knieen laut aufschreiend über den wie leblos auf dem Angesicht liegenden.

„Rudi, o Rudi, stirb nicht!"

Feucht und warm rinnt es über ihre Hand, Blut aus klaffender Wunde.

„Hülfe, Hülfe", schreit sie. Aber niemand kann sie hören. Plötzlich stürzt sie fort dem nahen großen Dorfe zu, wo sie die Wohnung des Arztes kennt. Sie reißt wie verzweifelt den Glockenzug.

„Herr Doktor, schnell, ein Unglück, einen Wagen!" und rascher, als sie nur gehofft hatte, fährt sie an der Seite des hülfbereiten Mannes der Unglücksstätte zu. Mit größter Sorgfalt wird der lebensgefährlich Verwundete in Kissen und Decken gebettet und in langsamem Gange Schritt für Schritt seiner Wohnung auf dem Berg der nichtsahnenden Mutter zugeführt, welche die Ratlosigkeit des ersten Schreckens bald überwand und in besonnener Ruhe sich mit der Annelise in die Nachtpflege des Bewußtlosen teilte.

Gegen die Angst um den zwischen Leben und Tod schwebenden kam die Sorge um den Empfang durch die Meistersleute nicht auf, als sie in der Morgendämmerung dem Meierhof zueilte. Nachdem sie mit schlichten Worten den bereits kundbar gewordenen Vorfall erzählt, ging sie still an ihre gewohnte Arbeit und achtete nicht der verletzenden Worte der blechernen Stimme „ein Lump wie der andere, schlechte Mägde, vergnügungssüchtige Geschirre, die dem Meister Zeit und Lohn abstehlen."

Mochte sie auch emsiger als je die Hände rühren, verfolgte sie doch verzehrender Kummer, bis sie am Nachmittag des nächsten Sonntags einige Stunden erhaschen konnte, nach dem um ihretwillen in Todesnot Geratenen zu sehen. Er war noch nicht außer Gefahr, aber, hatte der Doktor hinterlassen, seine starke Natur werde ihm helfen.

Und wieder eine ganze Woche freudlosen Schaffens und dazwischen die Pein gerichtlicher Verhöre. Dann der zweite Sonntag, und der erste mit verschmachtender Gier aufgesogene Lichtstrahl. Tief eingesunkene Augen lächelten ihr zu, als sie leise die Thür zur Krankenkammer öffnete, und eine abgemagerte Hand zitterte der ihrigen entgegen, daß es sie schüttelte vor verhaltenem Drang zum Weinen und Lachen. Den Thränen vermag sie nicht zu wehren, die rinnen unaufhaltsam in stillen Bächlein über die abgehärmten Wangen.

„Gott Lob und Dank", sonst bringt sie nichts hervor. Er möchte reden, sie aber legt ihm verbietend die Hand auf den Mund.

„Heute noch nicht. Rudi, sei gut und halte dich ganz still."

In schweigsamem seligen Anschauen verbringen sie eine Stunde.

Am dritten Sonntag findet sie ihn, bequem von Kissen umgeben in altmodischem Lehnstuhl. Unruhige Befangenheit hält sie gebannt, sie weiß nicht, was sie reden soll. Sie fühlt, daß die nächste Stunde über ihr Glück entscheiden wird.

„Und jetzt, Annelise, wenn ich wieder vors Kellerfenster kommen würde, wolltest du mich zum zweitenmal fortschicken?"

Halb wehmütig, halb schalkhaft lächelnd, schaut sie ihn lange an und dann gibt sie ihm die Antwort: „Rudi, du hast für mich gelitten, ich werde wohl auch etwas für dich, lieben Kerl, thun müssen. Da hast du meine Hand."

Mit den Worten: „Ich will aber nicht nur deine Hand" zieht er sie an sich und küßt sie zum erstenmal auf den Mund, der jetzt freiwillig auch den seinen sucht.

„Sieh", bekennt er ihr, „ich weiß, ich bin ein schwacher Charakter und mein Treiben war nicht das beste. Nun aber wirst du mir beistehen, und es wird gut werden."

„Dazu helfe uns der Herrgott." —

Der nächste Lenz brachte dem flüchtig gewesenen, aber eingebrachten Schneiderfritz empfindliche Strafe, der Annelise an der Seite ihres Waldhöflerbuben ein junges Eheglück, dessen sie sich aber manchmal nicht recht von ganzer Seele zu erfreuen wagte aus Furcht, es könnte brechen. Der harte Winter hatte ihnen die Mutter genommen. Versöhnt mit der Wahl ihres Sohnes und im Gedanken an den erhofften Segen von dem tüchtigen Mädchen für ihn war sie gerne geschieden.

Was war das für ein sonniges, lustiges Arbeiten den ganzen Sommer über an der Seite eines zur vollen Kraft wieder erstarkten Mannes, der im Verbessern des kleinen Gütchens und im Sorgen für die aufblühende junge Frau nicht genug thun konnte.

Wenn man sie des Abends Hand in Hand nach vollbrachter Arbeit unter dem Birnbaum sitzend traf, hätte man glauben sollen, das Glück habe dort oben einmal sich eine dauernde Stätte bereitet. —

II.

Auf Berg und Thal liegt wieder der erste tiefe Schnee. Der weitästige Birnbaum will fast brechen unter seiner winterlichen Last, und das Brünnlein hinter der Hütte hat Mühe, sich seinen kleinen Tunnel durch die hohe Schneewehe zu schmelzen. Droben im glitzernden Hochwald und drunten auf den abgeernteten Rübenfeldern knallen die ersten Schüsse auf hungriges Wild.

Im heimeligen Stübchen sitzt Annelise am Fenster und spinnt. Leise summt sie vor sich hin:

An einem Bach,
Der rauschend schoß,
Ein armes Mägdlein saß.
Aus ihren blauen Augen floß
Manche Thräne in das Gras.

„Manche Thräne in das Gras."

Rudi hat sich auf die Ofenkunst gestreckt und raucht aus irdenem Pfeifchen selbstgezogene Blätter. Annelise hat schon beobachtet, daß seit Wintersanbruch etwas Besonderes mit ihm ist. Er geht umher, als suche er etwas und weiß nicht was. Seit heute morgen ist eine wahre Unrast über ihn gekommen. Er ist nicht krank und doch krank. Ein altes Gift regt sich in ihm und droht mit einem Ausbruch. Er hat in der Frühe beim ersten Blick vor die Thür im frisch gefallenen Schnee zierliche Fußspuren entdeckt wie von einem Reh. Im ersten Augenblick ist er zurückgeschnellt, wie getroffen von etwas, er wußte nicht, ob Gräßlichem oder Verzückendem. Nachher hat er lange in einem Winkel, wo altes Eisen

lag, herumgestöbert. Er wußte, daß noch von seinem Vater her irgendwo Fallen und ein berüchtigter Selbstschuß liegen mußten.

Wie es in ihm kämpft! Er weiß, daß er die herzgute Frau zu Tode betrüben, und daß das kurze Sommerglück in Unfrieden und Herzeleid versinken wird, wenn er in alte Stapfen zurückfällt. Aber er weiß auch, daß er es doch thun wird, thun muß, weil er der Versuchung sich nicht gewachsen fühlt. Er schämt sich, das geliebte Weib in die Arme zu schließen und sie anzuflehen: Jetzt ist die Stunde, jetzt steh mir bei!

Plötzlich erhebt er sich von seiner Kunst, holt die Ziehbank, das Ziehmesser und einen Spälten Tannenholz und fängt an, glatte Stäbchen zu schneiden.

„Annelise, hörst du draußen die hungrigen Spiegelmeisen. Ich zimmere einen Vogelschlag. Wir müssen doch auch etwas Lebendiges im Stübchen haben."

Sie antwortet ihm nicht, schaut aber lange seiner Arbeit zu, und ihr ist, sie weiß nicht warum, als ob sich Klammern um ihr Herz legen wollten.

„Manche Thräne in das Gras."

Der Schnee will nicht weichen. Not treibt das Gewild in die Nähe der menschlichen Wohnungen. Ums Brünnlein sieht es aus, als ob die Hasen sich hier Stelldichein geben würden.

Eines Morgens tritt Rudi lachend mit dem geschlossenen Vogelschlag vor seine Frau.

„Sieh, was für ein Vögelchen ich dir gefangen habe."

Aufs tiefste erschrocken, bringt sie kaum die Bitte hervor: „Laß den Hasen laufen, der bringt uns Unglück ins Haus, verbrenn den Schlag!"

„Sei doch nicht närrisch, der macht uns einen guten Braten."

„Niemals, Rudi, niemals. Du weißt wohl, was dieser erste Schritt bedeutet. Ich flehe dich an, entzieh dem Teufel den Finger, sonst nimmt er die Hand und reißt uns beide ins Elend."

„Daß ich ein Narr wäre. Kochst du ihn nicht, so kocht ihn ein anderer."

Zornig stapft er hinaus und schlägt die Thüre hinter sich zu.

Dieser unglückselige erste Schlag hat das empfindliche Glück so erschreckt, daß es für lange von ihm und seinem Haus gewichen ist. —

* * *

Durch die verschneite Dorfgasse arbeitet sich in später Nacht, umwirbelt von blendendem Schneegestöber eine gebückte Frau. In den kurzen Pausen, wo der Sturm nachläßt, hört sie lärmendes Gejohle aus der übelberüchtigten Pinte. Dorthin lenkt sie ihre müden Schritte. Sie weiß seit Wochen nicht, wo ihr Mann manche Nacht zubringt.

Von Wilderei ist zwischen ihnen nicht mehr die Rede gewesen. Er besorgt seine Obliegenheiten in Haus und Stall. Sie reden freundlich zusammen, wenn auch jedes fühlt, daß ein Stein auf die unbefangene Herzlichkeit der ersten Zeit gefallen ist. Oft ist er zerfahren und gereizt. Von Zeit zu Zeit schleicht er sich gegen Abend den Karrweg hinunter dem Dorfe zu, und wenn er nach Mitternacht zurückkehrt, sieht sie wohl an seinem Gange, daß er nicht bei dem und jenem Bekannten z' Stubeten gewesen ist, wie er sie glauben machen wollte.

Heute steht sie vor der Lösung ihrer bangen Frage. Durch das Fenster der raucherfüllten Pintenstube erkennt sie ihren Mann in der Gesellschaft zweier Bursche, die mancher mied, des glotzäugigen Müllerhans und des alten verschmitzten Jochifischers, dessen Arme und Hände wie in Haarfelle gewickelt ausschauten. Zwischen ihnen Wein und Karten und neben Rudi am Boden knieend der glatzköpfige Pintenwirt, mit einem toten Reh beschäftigt. Die Karten ruhen in diesem Augenblick. Rudi scheint etwas zu erzählen. Was es ist, kann sie nicht verstehen. Aber das versteht sie wohl, wie jetzt plötzlich die Gesellschaft in wildes Gelächter ausbricht, wie der Müllerhans dem Erzähler auf die Achsel schägt und ihm zutrinkend über den Tisch brüllt: „Bravo, Rudi, daß du die Hosen wieder angezogen hast."

Gebrochen wankt sie dem Berge zu. (Schluß folgt).

Der Wunderstein.

Es steht ein roter Fels im Meer,
Von jeder Küste fern.
Hochragend schaut er weit umher
Und leuchtet, wie ein Stern.

Er ist kein Fels, ist rotes Gold,
Und wer den Kamm besiegt,
Gewinnt ein Königreich als Sold
Wie keins auf Erden liegt.

Schon mancher fuhr voll Hoffnung aus
Mit frischer Jugendkraft.
Er kam als welker Greis nach Haus
Und hatte nichts geschafft.

Und mancher liegt im kühlen Grund
Der fern die Klippe sah,
Ein Lächeln um den bleichen Mund:
O höchstes Glück — wie nah'!

Schlaft süß! Und unterlagt ihr gleich —
Der Dank ist nicht gering:
Dem ward wohl auch ein Königreich,
Der werbend unterging.

Und läg' das Glück am Ziel allein,
Wär' lichtlos euer Grab —
Ich fahre nach dem Wunderstein,
Kein Wille hält mich ab!

Alfred Huggenberger.

Verlag des Polygraphischen Institutes, A.-G. (vormals Brunner & Hauser) in Zürich. Redaktor Karl Bührer in Zürich.
Nachdruck, auch im einzelnen, verboten. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.